

Quelle Die Welt vom 27.03.2010
Seite 33
Nummer 73
Ressort Literarische Welt
Autor Matthias Glaubrecht
Copyright © Axel Springer AG

Schlaf nicht, hier gibt es Schlangen!

Daniel Everett erzählt, wie er die Pirahã-Indianer missionieren sollte und von ihnen missioniert wurde

Von Matthias Glaubrecht

Ach, was für eine Wohltat! Diesmal keine massentaugliche Hochdruckbelehrung vermeintlich sinnstiftender Reiseabenteuer eines fernseherprobten Laien-Wanderpredigers und Hobbymissionars, oder gar die mäßig lustigen Erkenntnisse eines aufgeweckten Medizinmannes der Spaßgesellschaft auf Glücksjagd. Nein, hier berichtet mit Daniel Everett einer unaufgeregt, aber hautnah und authentisch von seiner tatsächlich ungewöhnlichen Reise zu einem - wie er meint - wahrhaft glücklichen Volk in einem bis heute verborgenen Winkel der Welt; zu Menschen, die sich beim Gutenachtsagen mit den Worten verabschieden: "Schlaf nicht, hier gibt es Schlangen".

Kein Zweifel, der Dschungel ist voller Gefahren, vor allem nachts. Und wer weniger schläft, der härtet sich ab, so glauben die Pirahã. Als eines der letzten bedrohten Jäger- und Sammler-Völker leben sie an einem Nebenfluss des Amazonas in Brasilien, in einem Reservat von 240 Kilometer Länge, zwei Tagesreisen mit dem Boot von den Außenrändern unserer Zivilisation entfernt. Es sind kaum mehr als 350 Menschen, die noch heute weitgehend ohne zivilisatorische Errungenschaften auskommen, mit einfachen Hütten ohne Wände und festen Boden, ohne Strom, Telefon und auch ohne Arzt.

Daniel Everett kam erstmals 1977 als Missionar zu ihnen, im Auftrag des amerikanischen Missionsunternehmens Summer Institute of Linguistics und bezahlt von den evangelikalen Kirchen in den Vereinigten Staaten. Er kam, die Pirahã zum Christentum zu bekehren, "um ihre Herzen zu verändern", und sie dazu zu bringen, einen ihnen fremden Gott anzubeten, an den ihnen fremde Menschen glaubten, deren Kultur und Moral sie annehmen sollten. "Obwohl ich die Pirahã noch nicht einmal kannte,

war ich überzeugt, dass ich sie verändern kann und verändern sollte."

Es ist dies der Hintergrund nahezu jeder Missionstätigkeit, schreibt Everett heute, nachdem er die Pirahã über drei Jahrzehnte immer wieder besucht und mit amazonastauglicher Frau und drei Kindern über Monate und Jahre immer wieder bei ihnen im brasilianischen Regenwald gelebt hat. Doch am Ende ist er es, der dank dieses Lebens bei den Pirahã "entkehrt" wird. Als Everett seinen Glauben verliert, verliert er auch seine Familie. Doch ohne dass er es deutlicher aussprechen muss, wird seine Botschaft am Ende eines auf seine Weise bewegenden Buches klar: Wahrhaft erstrebenswert ist für ihn nurmehr die Freiheit von der "Tyrannei über den menschlichen Geist", um es mit Thomas Jefferson auszudrücken; Freiheit von der Unterwerfung unter äußere Autoritäten anstelle der eigenen Vernunft.

Insgesamt sieben Jahre hat Daniel Everett, der heute Professor für Linguistik an der Illinois State University ist, seit seinem ersten Besuch bei den Pirahã im brasilianischen Urwald verbracht. Sein Reise- und Lebensreport schildert indes nicht nur den Alltag eines Feldforschers am Amazonas; es ist gleichzeitig die Geschichte eines physischen wie auch intellektuellen Abenteurers. Fesselnd erzählt Everett von einer uns völlig fremden Welt, eröffnet uns einen faszinierenden Einblick in eine fremde Lebensweise, eine andere Sicht auf die Welt und vor allem eine ganz andere Art zu denken. Sein Buch mündet dabei auf gelungene Weise zwischen Abenteuer- und anthropologischem Forschungs-Bericht, der zudem beinahe beiläufig Einblicke in die Erkenntnisse der Linguisten erlaubt.

Denn um Menschen zu bekehren, mussten Missionare überall auf der Erde zunächst die Sprache der Einheimi-

chen lernen. Die Pirahãs machten es Everett wie schon seinen Vorgängern nicht leicht. Das Naturvolk blieb monolingual, weil es in seiner Abgeschlossenheit des Amazonas-Waldes keinen Grund hatte, etwas anderes zu lernen als "Apaitsiiso" - jene Sprache, "die aus dem Kopf geboren ist". Tatsächlich unterscheidet sich Pirahã als ureigene Sprache von allen anderen, auch der anderer Amazonas-Indianer. Everett schildert anschaulich, warum Pirahã - die gesungen, gesummt und gepfiffen wird - nicht nur ungewöhnlich ist, sondern auch strukturell von anderen Sprachen abweicht. Ihr fehlen viele Elemente, die wir für natürlich halten. Dass sie nur drei Vokale und acht Konsonanten besitzt, mag man noch hinnehmen; auch dass es in ihr kein Wort für "Danke" oder "Entschuldigung" gibt. Vor allem aber kennen die Pirahã keine Wörter für Zahlen, keine für Farben, keine für gestern und heute, und sie bilden keine Nebensätze und verbinden daher niemals zwei einzelne Aussagen zu einer. Aus "Der Mann hat ein Kanu" und "der Mann fällt einen Baum" wird bei den Pirahã niemals "der Mann, der ein Kanu hat, fällt einen Baum", erklärt Daniel Everett. Weil ihnen genuine Farbbezeichnungen wie etwa "rot", "schwarz" oder "grün" fehlen, machen sie Farben durch charakteristisch gefärbte Dinge "wie Blut", "wie Kohle" oder "das ist noch nicht reif" anschaulich. Fremden geben sie den Namen des ihnen am ähnlichsten Sippenmitglieds; und sie wechseln diese Namen mehrmals im Leben. Daniel Everett, den sie anfangs "Xoogiái" nannten, hatte im Laufe seiner Karriere bei den Pirahã immerhin vier Namen, bis er als "Paóxaisi" nach einem sehr alten Mann der Sippe benannt wurde.

Vergeblich versuchte Everett, den Pirahã, die nicht zählen können, das Rechnen beizubringen. Die Pirahã

waren auch nach Monaten fruchtlosen Lernen nicht in der Lage, auch nur die Thematik zu fassen; nicht einer von ihnen hatte etwa gelernt, bis 10 zu zählen oder eins und eins zu addieren. In ihrer Sprache gibt es lediglich zwei Zahlwörter, meinte Everett anfangs: "hói" heißt eins und "hoí" zwei (man beachte die feinen tonalen Unterschiede). Heute glaubt er indes, dass eine bessere Entsprechung "wenige" und "viele" wäre und den Pirahã somit Zahlwörter gänzlich fehlten. Immerhin: offenbar spielt es für diese Menschen durchaus eine Rolle, ob entweder wenige oder gar viele Fische gefangen werden; und die Feinde der Pirahã sind entweder ein, zwei oder viele Angreifer.

Dank ihrer Sonderstellung und sicher auch der inzwischen medial bekannten Thesen Everetts gehört Pirahã neuerdings zu den Sprachen, für die sich Linguisten auf der ganzen Welt interessieren. Unter ihnen haben Everetts Forschungen eine Debatte ausgelöst; denn seine Analyse ist umstritten. So glaubt Everett, dass die Sprache der Pirahã eng mit ihrer Lebensweise und dem Lebensraum verknüpft ist. Schließlich lehnen sie alles Abstrakte ab und kümmern sich nur um das Erfahren des Augenblicks. Dagegen sind viele Linguisten von einer universalen sprachlichen Grundstruktur und Grammatik des Menschen überzeugt, gleichsam dem kleinsten gemein-

samen Nenner der etwa 6500 lebenden Sprachen; sie gehen davon aus, dass die Fähigkeit, komplexe Satzstrukturen zu bilden, in unseren Hirnen genetisch angelegt ist. Daniel Everett hält stattdessen die Sprache für flexibler und von der jeweiligen Kultur bestimmt; mithin unterscheiden sich Sprachen für ihn je nach Lebensraum und den Wertmaßstäben einer Gemeinschaft.

Vermutlich deshalb, so meint Everett am Ende, haben auch seine Bekehrungs-Bemühungen bei den Pirahã letztlich keine Früchte getragen. Die fantasievolle Geschichte eines Jesus von Nazareth blieb diesen Amazonas-Indianern gänzlich unbegreiflich. Erst spät erkennt Everett warum. Denn die Pirahã sprechen nur über Dinge, die sie selbst erlebt haben. Sie reden nicht über die ferne Vergangenheit oder die Zukunft, schon gar nicht über Fantasieereignisse. Hey, Dan, fragen sie ihn, wie kannst Du Jesus Worte haben, wenn Du ihn nie gesehen hast? Die Pirahã glauben nur, was sie sehen. Punkt. Manchmal glauben sie auch Dinge, die ein anderer ihnen erzählt hat, vorausgesetzt, dieser war tatsächlich Zeuge der geschilderten Ereignisse.

Der Missionar erkennt, dass Schöpfungsmythen nicht zur Forderung der Pirahã nach unmittelbaren Belegen passen. Als Everett später als Linguist arbeitet, werden solche Belege auch für ihn als Wissenschaftler entscheidend.

Für das, was er den Pirahã über seinen Glauben sagte, konnte er nur subjektive Begründungen anführen - seine eigenen Gefühle. Am Ende des Buches bekennt Everett, wie er durch die Beschäftigung mit den Pirahãs, die er anfangs bekehren sollte, das Wesen seiner eigenen Religion, den Akt des Glaubens an etwas, das man nicht sehen kann, ernsthaft infrage zu stellen begann. "Religiöse Bücher wie Bibel und Koran verherrlichen diese Art des Glaubens an Dinge, die nicht objektiv sind und der Intuition widersprechen - das Leben nach dem Tod, die jungfräuliche Geburt, Engel, Wunder und anderes mehr."

Ein für primitiv und ursprünglich gehaltenes Volk im Amazonas-Regenwald lehrt ihn, den christlichen Missionar und Sprach-Wissenschaftler, die Unmittelbarkeit des Erlebens und die Forderung nach Belegen. So erfüllt sich der vor Schlangen warnende Gutenachtgruß der Pirahã, mit dem Everett im amerikanischen Original sein lesenswertes Buch überschrieb, auch im übertragenen Sinn; "Schlaf nicht, hier gibt es Schlangen".

Everett berichtet von einer gänzlich ungewöhnlichen Reise an den Amazonas

Daniel Everett: Das glücklichste Volk. Sieben Jahre bei den Piraha-Indianern am Amazonas. DVA, München. 414 S., 24,95 Euro.

Abbildung foto: archiv